

KATHLEEN WEISE



Planet Girl

Mahnburger Tageblatt, 04. Juni

Brutaler Angriff auf Schülerin

Am 02. Juni gegen neunzehn Uhr fand eine Spaziergängerin die bewusstlose 14-Jährige am Rand des Geißelmoors in der Nähe des bei Jugendlichen beliebten Treffpunkts am Scherbenberg.

Der oder die Angreifer hatten das Mädchen erst betäubt und ihr dann mit einem Skalpell oder einem ähnlich scharfen Gegenstand die große Zehe des linken Fußes amputiert.

Die Frau verständigte sofort den Rettungsdienst und die Polizei, die den Tatort weiträumig abspernte. Dem Mädchen geht es den Umständen entsprechend gut. Ein Sexualverbrechen schließen die Ermittler bisher aus.

Es ist nicht bekannt, ob das Mädchen den Angreifer kannte, es ist noch nicht vernehmungsfähig. Die Anwohner der umliegenden Häuser zeigten sich schockiert, man könne sich nicht erklären, was an diesem Abend geschehen sei. Niemand hatte das Mädchen schreien hören. Auch die Jugendlichen am Scherbenberg haben nichts von dem Überfall auf ihre Freundin mitbekommen, die sie kurz zuvor verlassen hatte, um nach Hause zu gehen. Am Tatort fand die Polizei allerdings einen Zettel mit einer Botschaft des Täters. Was genau diese jedoch beinhaltet, bleibt im Moment aus Ermittlungsgründen geheim.

cr





Es ist einer dieser Tage, an dem sich der Sommer von seiner gefährlichen Seite zeigt. Der Wind peitscht roten Staub über die Auffahrt, und über uns ziehen sich dunkle Wolken zusammen. Blitzschwer und unheilvoll.

Jeden Moment wird es wie aus Eimern gießen, trotzdem können Mutsch und ich uns nicht überwinden, die letzten Meter vom Auto bis zum Haus zu laufen. Stattdessen hocken wir wie zwei Verbrecher im Wagen und beobachten die blaue Eingangstür mit dem schweren Messingtürklopfer, einem Löwen mit Ring im Maul, der uns aus finsternen kleinen Augen entgegenstarrt.

»Vergiss nicht, was wir besprochen haben, Harper«, sagt Mutsch und umklammert mit weißen Fingern das Lenkrad, während der Rauch ihrer Zigarette gegen die Frontscheibe des Toyotas schlägt. Ihre braunen Augen sind zu Schlitzeln zusammengekniffen.

»Aber ja«, erwidere ich. »Wenn jemand fragt, ist die Antwort: Es geht uns hervorragend, deine Aufträge waren nie besser, alle Kunden zahlen pünktlich, in der Schule läuft es wie geschmiert und überhaupt ist das Leben das reinste Paradies. Irgendwas vergessen?«

»Kommt ungefähr hin. Und lass Oma bloß nicht wissen, dass sie dich aus dem Biologieunterricht geschmissen haben, weil du Edgar als Anschauungsobjekt mitgebracht hast!«

Ich werfe einen Blick auf den Rücksitz, aber Edgar und Tennessee sind still, wahrscheinlich hat sie das näher kommende Gewittergrollen verschreckt. Nicht einmal ihre rosafarbenen Schwänze sind zwischen den Sägespänen zu sehen.

»Ehrlich, Mutsch, ich verstehe nicht, warum wir nicht woanders hingefahren sind«, sage ich zu meiner Mutter und stecke einen Finger zwischen die Gitterstäbe des Käfigs, aber auch das lockt Edgar und Tennessee nicht an.

»Freust du dich denn nicht auf Elsa?«

»Doch. Schon. Trotzdem hätten wir auch mal nach Italien fahren können anstatt in Großmutter's Geisterhaus.« Seufzend drehe ich mich wieder nach vorn.

Vor uns erhebt sich das Anwesen, in dem Mutsch aufgewachsen ist und das meiner Vorstellung von einem Schreckenshaus mit Gespenstern schon recht nahe kommt. Der wilde Wein, der an der Fassade emporklettert, zittert im Wind. Wie Finger graben sich seine hundert Enden in die alten Backsteinmauern, um sich nach



oben zu ziehen, und selbst das Dach ist damit überwuchert.

Kein Wunder, das Haus ist schon alt, mindestens zweihundert Jahre, und irgendwann hat Großmutter es aufgegeben, gegen den Wein anzukämpfen, weil das Grundstück einfach viel zu groß ist. Allein das Herrenhaus, vor dem wir parken, besitzt zwei Flügel mit einem L-förmigen Grundriss. Im vorderen Teil wohnt Großmutter, im hinteren Teil haben sich Tante Luise, Onkel Gerhard und meine Cousine Elsa eingerichtet. Mutschs altes Kinderzimmer liegt im ersten Stock im Vorderhaus, aber das Fenster ist kaum noch zu erkennen, denn die Ranken bedecken es fast vollständig. Rosenbüsche säumen den Sockel des Gebäudes und jedes Jahr ruiniere ich mir mindestens eine Hose durch ihre riesigen Dornen. Von meinen Waden und Händen ganz zu schweigen.

In einiger Entfernung steht das Gästehäuschen, eine Miniaturausgabe des Geisterhauses; genauso alt, genauso eingeschnürt in Kletterpflanzen und aus dem gleichen verwitterten roten Backstein unter dem wuchernden Grün, aus dem auch so viele andere Gebäude in Mahnburg bestehen. Früher gab es im Ort viel Industrie, aber heute zeugen davon nur noch das Sägewerk und die engen Häuser mit den kleinen Fenstern, in denen es nie richtig hell wird.

Mein Blick sucht die alten knorrigen Eichen, die das weitläufige Grundstück wie eine lebendige grüne Mauer



umschließen und ihre Schatten in unsere Richtung werfen.

Dahinter beginnt das Geißelmoor. Und mit ihm die Geschichten, die sich darum ranken. Die Mahnburger lieben ihre Gruselmärchen vom Moor, die sie stets mit einem Lachen erzählen, das nie ganz echt klingt. So, als wollten sie sich selbst Mut damit machen.

Seit Jahrhunderten liegt das Geißelmoor unverändert am Rand des Orts. Abgenagte Birkenstämme ragen wie bizarre Kunstobjekte in den Himmel, und unter der trügerischen feuchtschimmernden Oberfläche lauert eine dunkle, eisige Tiefe, die alles verschlingt, was ihr zu nahe kommt. Nur wenige Menschen wissen, dass das Moor nicht deshalb so gefährlich ist, weil man schnell in ihm versinkt, sondern weil unter der Oberfläche eine so starke Kälte herrscht, dass man in kürzester Zeit bewegungsunfähig wird.

Wehe dem Ahnungslosen, der einen Schritt vom festen Weg abkommt, er wird ein vorschnelles Ende finden.

Begierig wartet das Moor auf die Leichtsinnigen, die jene Warnschilder ignorieren, die entlang der Grenze aufgestellt sind. GEFAHR!, steht auf jedem von ihnen. Rot auf weißem Grund.

Ich wende das Gesicht ab und schaue wieder nach vorn auf das Haus. Niemals zuvor hat mich der Anblick der warnenden Baumriesen am Rand des Grundstücks beunruhigt, doch an diesem Tag ist irgendetwas anders. Schon seit wir zu Hause abgefahren sind, kann ich die-



sen kalten Klumpen in meinem Magen spüren, der nicht verschwinden will, ganz gleich, wie viel heißen Raststättenkaffee ich in mich hineinschütte.

Um in der Nähe eines Moors zu leben, braucht man ein gewisses Naturell, sagt Mutsch immer, wenn sie jemand fragt, warum sie aus Mahnburg weggezogen ist. Was sie wirklich meint, ist, dass man ein bisschen seltsam im Kopf sein muss, weil man es ja sonst nicht ertragen könnte, in der Nähe dieses Schlunds zu leben.

Sie hat das Moor nie gemocht.

Ich dagegen schon. Ich kenne das verschlungene Muster seiner Wege wie die Linien auf meiner Hand und der unsichere Gang über den schwankenden Torf macht jeden Streifzug dort zu einem kleinen Abenteuer.

Nervös spiele ich mit dem Reißverschluss meines Rucksacks, den ich auf den Knien balanciere, und wenn ich könnte, würde ich wahrscheinlich genauso mit dem Schwanz zittern wie Edgar und Tennessee. Neben mir atmet Mutsch noch einmal tief durch, bevor sie die alte, zerkratzte Sonnenbrille vom Flohmarkt aus ihrem Trenchcoat fingert und aufsetzt. Dabei trägt sie die Brille nur, weil es Großmutter ärgert. Denn eigentlich ist gar keine Sonne hinter den schwarzen Wolken zu sehen.

Mit dem Mittelfinger schiebt sie die Brille auf ihrer schmalen Nase nach oben und fragt: »Bereit?«, und mir bleibt nichts anderes übrig, als zu nicken, obwohl ich alles andere als bereit bin.

Mit klammen Fingern greife ich nach dem Türöffner,



und kaum ist die Autotür einen Spaltbreit offen, schlägt mir auch schon der erdige, nasskalte Geruch des Moors entgegen und verfängt sich spinnwebengleich in meinen Haaren.

Unter meinen Stiefeln knirscht der Kies, die ersten Tropfen fallen schon auf unsere Köpfe, als wir auf das Herrenhaus zurennen, und nicht einmal ein Dutzend Schritte braucht es, bis wir klitschnass sind. Das schwere braune Haar, das ich von Mutsch geerbt habe, zieht meinen Kopf nach vorn, und von der Nasenspitze perlt der Regen auf meine Stiefel. Unangenehm kühl kriecht mir die Feuchtigkeit in den Kragen und in meinem Magen verdichtet sich der kalte Klumpen zu Eis.

»Ich wette, sie haben das Auto längst gehört und lassen uns absichtlich hier draußen stehen«, sagt Mutsch ungehalten, während wir tiefend auf der Fußmatte stehen und darauf warten, dass uns jemand ins Haus lässt. Mit dem Daumen drückt sie energischer auf den Klingelknopf, bis hinter der Tür endlich Schritte zu hören sind.

Als sie sich öffnet, ertönt Großmutters tiefe Stimme: »Nur weil du wie eine Verrückte klingelst, kann ich trotzdem nicht schneller laufen, Susan.« Sie steht im Türrahmen und versperrt uns den Weg ins Trockene. Dabei sieht sie kritisch auf uns herab, ihre gerade schmale Nase scheint wie ein Zeigefinger auf uns gerichtet. An diesem Tag ist sie in einen cremefarbenen, maßgeschneiderten Hosenanzug gekleidet, der ihre Strenge



unterstreicht, und um ihren Hals windet sich eine zweireihige Perlenkette. Noch immer überragt sie uns alle. Mutsch und ich haben die Hoffnung längst aufgegeben, dass ich eines Tages größer sein werde als sie.

Ein bisschen erinnert sie mich an die Bäume, die den Ort vom Moor trennen – hochgewachsene Wächter.

»Trägt man das jetzt so?«, fragt sie spitz und lässt den Blick abschätzig über meine graue Fliegerjacke mit den abgewetzten Ellbogen gleiten, die Mutsch und ich in einem Secondhandshop gefunden haben und in die ich immer noch reinwachse. Die Ärmel sind bis zum Ellbogen hochgeschoben, weil sie mir sonst ständig über die Handgelenke rutschen.

Angriffslustig senke ich das Kinn und stecke die Hände in die Hosentaschen, wodurch mir der Rucksack von der Schulter rutscht. »Mir gefällt's«, murme ich, doch bevor ich noch mehr erwidern kann, sagt Mutsch auch schon: »Komm«, und schiebt mich an Großmutter vorbei in den Flur. Dabei ist ihr Mund zu einem schmalen Strich verzogen, und Großmutter muss an die Wand treten, um nicht mit unseren nassen Klamotten in Berührung zu kommen. Unsere Schuhe erzeugen kleine Seen auf dem schwarz-weiß gefliesten Fußboden.

»So eine Sauerei«, regt sich Großmutter auf, aber darauf reagieren wir erst gar nicht.

Im Haus herrscht ein flackerndes Dämmerlicht, das die alten Blumenmuster auf der Tapete verschwimmen lässt. Eigentlich sind es ganz schöne Tapeten, beinahe



wie aus Stoff, aber die abgebildeten Ranken verblassen immer mehr zu einem hässlichen Mintgrün, und die Blüten welken schlammlila dahin. An mancher Stelle kommen sogar Stockflecken durch. Das ist die Nähe zum Moor, die Luftfeuchtigkeit bekommt dem Papier nicht.

Da hilft es auch nicht, dass Mutsch sich schüttelt wie ein Hund und Regentropfen an die Wand spritzt, während sie ihren Trenchcoat auszieht, den sie schwungvoll über einen Messingarm an der Garderobe wirft. Ungehalten schnalzt Großmutter mit der Zunge.

»Ich muss noch Edgar und Tennessee aus dem Wagen holen«, fällt mir da ein, und ich lasse den Rucksack unter die geschwungene Holzterrasse fallen, die ins Obergeschoss führt, bevor ich in den kalten Regen zurückrenne.

Im Eiltempo öffne ich den Wagen und zerre den Käfig von der durchgesessenen Rückbank. Von Edgar und Tennessee ist jedoch noch immer nichts zu sehen. Wahrscheinlich verstecken sie sich in ihrem Holzhäuschen vor dem Gewitter draußen und dem, das mit Sicherheit bald im Haus folgen wird.

So schnell ich kann, schleppe ich den Käfig zu der geöffneten Haustür, wo Großmutter sich anscheinend nicht entscheiden kann, wen sie zuerst finster anstarren soll: Mutsch, die noch immer die Sonnenbrille auf der Nase hat, oder mich, weil ich ihr Ratten ins Haus bringe.

»Das hat uns gerade noch gefehlt«, murmelt sie, aber so, dass es alle hören können.



Seit ich denken kann, verbringen wir die Sommerferien in Mahnburg bei Großmutter, obwohl sich Mutsch jedes Mal mit ihr streitet. Meistens über meine Erziehung, denn in Großmutterns Augen bin ich zu ungestüm. Zu seltsam. Eben eigenartig für ein Mädchen in meinem Alter. Weil ich Ratten als Haustiere habe, Kleider nur unter Androhung von Taschengeldentzug anziehen würde und in meinem Portemonnaie ein Bild von Melli Beese steckt, der ersten Frau, die in Deutschland eine Pilotenlizenz erhalten hat. Großmutter nennt mich öfter *Rabauke* als bei meinem Namen.

Hinter ihrem Rücken grinst Mutsch gerade zufrieden und schiebt endlich die Brille nach oben ins Haar. »Wollen wir?«, fragt sie übertrieben fröhlich, während sie sich schon umdreht und in die Küche davonstakst, sodass Großmutter und mir nichts anderes übrig bleibt, als ihr zu folgen. Großmutter ist so beschäftigt damit, mit ihrem Blick ein Loch in Mutschs Rücken zu brennen, sie merkt nicht einmal, dass ich noch meine Stiefel an habe, die nasse Spuren auf dem Fußboden hinterlassen.

In der Küche stelle ich den Käfig auf dem blitzblank geputzten Küchentisch ab, und zum ersten Mal höre ich ein klägliches Fiepen, wahrscheinlich von Edgar. Er ist der ängstlichere von beiden, obwohl er fast doppelt so breit ist wie Tennessee.

Mit einem Seufzer lässt sich Mutsch auf einen der alten, knarrenden Stühle fallen, die vermutlich schon den Ersten Weltkrieg erlebt haben. Genauso wie der unsäg-



liche Büfettschrank mit den Spitzenvorhängen an den Glastüren und die Küchenwaage, deren verschiebbare Gewichte bereits Rost ansetzen. Es riecht schwach nach Sellerie und Kaffee, der fertig gebrüht in einem Kessel auf dem Büfett steht.

Auch im Innern des Hauses fühlt sich die Luft feucht und schwer an, als hätte das Moor seinen Atem zwischen die Wände gehaucht.

Ohne zu fragen, gießt Großmutter zwei Tassen Kaffee ein. Eine davon stellt sie vor Mutsch auf den Tisch, während ich unruhig von einem Fuß auf den anderen trete, denn ich frage mich, wo Elsa bleibt. Sonst ist sie immer die Erste, die uns begrüßt, aber heute hat sie wohl das Klingeln überhört.

»Ich habe euch das Gästehäuschen eingerichtet«, sagt Großmutter nach einem Moment, woraufhin Mutsch grummelig fragt: »Warum denn das? Sonst sind wir doch auch immer in meinem alten Zimmer untergebracht.«

Und da geschieht plötzlich etwas, das ich noch nie zuvor gesehen habe: Großmutter sieht zur Seite und wirkt nervös.

Das fällt auch Mutsch auf. Sie stellt ihre Tasse so energisch ab, dass der Kaffee auf den Unterteller schwappt. »Ist etwas passiert?«

»Wir haben einfach gedacht, es ist besser, wenn Elsa ein bisschen Ruhe hat ...«

»Elsa?«



»Nun ... Vor ein paar Wochen ... Wir wollten euch nicht beunruhigen, es ist ja auch nichts Lebensbedrohliches geschehen ... Aber ihr solltet euch vielleicht wappnen, Elsa ist nicht ...«

Sie kann den Satz nicht beenden, denn auf dem Flur quietscht die Schwingtür, die in den hinteren Flügel des Gebäudes führt, und schon schallt es laut »Harper!« über den Gang. Keine zwei Sekunden später taucht Elsa in der Türöffnung zur Küche auf. Sie hat wohl einfach länger gebraucht, denke ich noch, bevor mir zwei Dinge zugleich auffallen. Das Erste sind ihre abgeschnittenen Haare.

Das Zweite ist der dicke Verband an ihrem linken Fuß.

